Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 2

Artikel: Das Lied von Nepal
Autor: Semetowski, Niklaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753272

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Lied von Neapel

Von Niklaus Sementowski

Der Golf von Neapel ist in die phantastische Vielfarbigkeit des Sonnenuntergangs getaucht. In wenigen Minuten hat das Wasser alle Abtönungen von Grau-Grün bis Blau-Violett angenommen, die die Palette kennt, und Millionen von bunten glitzernden Fischen scheinen unter der reglosen Meerfläche zu schwimmen.

Aber Brigitte ist nach Neapel gekommen, nicht um in sentimentale Begeisterung über einen Sonnenuntergang auszubrechen, jeden Tag immer von neuem, wie es manche echte und künstliche Naturschwärmer gern und gut zu tun verstehen. Brigitte ist gekommen, um sich zu amüsieren. Die letzten Monate in Wien waren unerträglich. Franzl, ihr Mann — ach, wo waren die Tage geblieben, da sie gemeinsam im Prater tanzten und halberauscht lachend nach Hause gingen! — hatte eine geradezu unmögliche Laune. Schlechte Geschäfte, politische Komplikationen, Unsicherheit der Verhältnisse, — Brigitte konnte das einfach nicht mehr hören. Sie war ausgerissen, wenn auch mit seiner Erlaubnis. Er begleitete sie mit trauriger Miene zur Bahn, und sie hatte das Gefühl, daß er unglücklich war, sie in «diesen unsicheren Zeiten» in ein fremdes Land fahren zu sehen.

Vierzehn Tage war Brigitte schon in Neapel. Ja, gewiß, an den beiden ersten Abenden konnte sie nicht umhin, auch über den Sonnenuntergang in Begeisterung auszubrechen, doch nun war es genug, und sie wünschte sich ein lustiges, amüsantes Erlebnis, das sie nach Möglichkeit schnellstens die «unsicheren Verhältnisse» von Wien und das sorgenvolle Gesicht ihres Gatten Franzl würde vergessen lassen.

Brigitte stand an der Hafenmole und hielt Umschau nach einem Boot, das sie nach Sorrent bringen könnte. — Es war eigentlich eine verrückte Idee, sich noch hinausfahren zu lassen, doch Brigitte hatte manchmal solche Launen, und sie wußte selber ganz genau, daß ihre eigene Vernunft dagegen gar nicht ankommen konnte.

Ihr schweifender Blick fiel auf einen Fischer, der sich an seinem Boot zu schaffen machte. Brigitte beobachtete einige Augenblicke lang das Spiel seiner Muskeln unter dem dünnen Hemd und trat dann an das kleine Boot heran. Der schwarzhaarige Bursche, der ein Netz in eine Kiste packte, blickte auf und schien erstaunt über die Nähe der fremden blonden Signora, mit deren leichtem Kleid der Abendwind spielte.

«Andate a Sorrento?» fragte Brigitte und zeigte mit ihrer armbandgeschmückten Hand in Richtung des schönen Küstenortes.

Der junge Mann sah sie nach wie vor erstaunt an, lächelte und meinte dann, daß er unter Umständen bereit wäre, auch nach Sorrent zu fahren. Dieses «unter Umständen» bedeutete wohl eine gute Entlohnung, und das war für Brigitte natürlich kein Hindernis. Ehe der Mann eine Antwort auf sein Angebot erhielt, war die schöne Signora schon in seinem Boot und lachte laut, indem sie ihre blanken Zähne zeigte.

«Wir müssen schnell fahren!» kommandierte sie, als hätte der Fischer nichts anderes zu tun, als ihren Befehlen zu folgen.

Brigitte achtete nicht auf sein verwundertes Gesicht und trieb ihn weiter an. Schließlich stieß er das Boot ab und begann stehend zu rudern.

Brigitte saß am hinteren Ende des Bootes, wo sonst das Steuer angebracht ist, doch sie konnte in völliger Muße verweilen, da der Fischer das Boot sehr geschickt mit den Rudern lenkte. Sie hatte darum auch Zeit, sein Gesicht genau zu studieren. Er war viel jünger, als sie vorhin an der Mole angenommen hatte, groß und kräftig, was sie an Italienern bisher nur in Ausnahmen beobachten konnte. Ein verheißungsvoller Blick seiner dunklen Augen streifte manchmal ihre Gestalt, und es schien ihr, als dränge er durch ihr Kleid durch. Beschämt und beglückt zugleich suchte sie dann, um die Gedanken ihres Begleiters abzulenken, nach einer belanglosen Aeußerung, die sie schließlich in ihrem gebrochenen Italienisch hervorbrachte.

Als ihr Vorrat an Fragen und Antworten erschöpft war, trat langes Schweigen ein. Nur das regelmäßige Plätschern der Ruder ließ sich vernehmen.

Der Fischer begann zu singen. Es war das zu unzähligen Malen und immer wieder dargebrachte Lied von der Sonne. Doch wie trug es der Sänger vor? Er blickte in die Weite des Meeres und sang, wie es schien, trunken vor Begeisterung. Es war wie eine Hymne, wie ein Gebet an das Gestirn, das langsam hinter die Berge sank.

Er verstummte erst, als die ersten Schatten auf das Wasser fielen. Brigitte schauderte zusammen. Sie wußte nicht, ob es von der Kälte kam, die jetzt aus dem Wasser heraufstieg, oder von der seltsamen Erregung, die sich ihrer beim Gesang des Bootsmannes bemächtigt hatte. Sie verspürte ein leichtes Frösteln im Rücken und warf den großen Schal um, den sie vor ein paar Tagen in Neapel gekauft hatte.

War sie wieder sentimental geworden? Dann fragte sie sich aber, warum sie nicht über ein schönes Lied und eine schöne Stimme inmitten einer einzigartigen Abendstimmung in Verzückung geraten durfte? Es war immer noch besser, als zu den ewigen Klagen ihres geliebten Gatten Franzl eine säuerlich-süße Miene zu machen!

Der junge Fischer schien die Nachdenklichkeit der fremden Signora zu merken. Er ließ die Ruder auf den Bootsboden fallen und setzte sich Brigitte gegenüber auf eine der Ruderbänke.

«So traurig, schöne Signora?» sagte er. «Soll ich Ihnen ein lustiges Lied vorsingen?»

Brigitte fuhr überrascht aus ihrer Versunkenheit auf.

Es war wirklich dumm, sich so gehen zu lassen! Sentimentalität? Erinnerungen! Unsinn! Natürlich sollte er ein schönes, lustiges Lied singen, und sie wollte mitsingen, ja überhaupt, sie wollte die nächste Stunde lustig sein.

Und dann sang er das kesse Lied von dem Mädchen Margeritta. Sie sang mit, sie lachte, sie erhob sich mehrmals und setzte sich wieder, so daß das Boot hin und her schaukelte. So ging es eine Viertelstunde in fröhlichem Geplänkel ... Ja, wann würden sie in Sorrent sein? Jetzt erst merkte sie, daß er die ganze Zeit nicht gerudert hatte. Sie versuchte, ernst zu sein, die Herrin zu spielen, die vor sich einen gutbezahlten Diener hatte, und begann zu schimpfen.

«Und was werden Sie tun, wenn ich nicht mehr rudern will?» fragte er und sah sie mit seinen dunklen weichen Augen an.

«Ich werde Sie ins Wasser werfen und allein rudern», erwiderte sie scherzhaft und machte eine entsprechende Geste, um ihre Worte zu veranschaulichen.

Er lachte.

«Aber wenn ich Sie ins Wasser werfen würde?» sagte er.

Sie bekam Angst. Doch nur eine Sekunde lang. Im nächsten Augenblick zweifelte sie nicht daran, daß alles nur ein Scherz war, und das Bewußtsein, diesem Manne ausgeliefert zu sein, erfüllte sie sogar mit einem prickelndangenehmen Gefühl.

«Sie werden jetzt rudern ... sehr schnell, damit wir Sorrent erreichen, ich will ja noch zurück.»

«Heute noch? Das ist ausgeschlossen. Wir sollen froh sein, wenn wir nach Sorrent kommen, doch für den Rückweg wird es zu spät sein.»

«Aber ich wohne in Neapel», erwiderte sie diesmal ernstlich verärgert.

«Sie werden in Sorrent übernachten müssen, vielleicht bei meinen Eltern? Sie haben ein kleines Häuschen!»

Brigitte schwieg. — Die Situation war wirklich dumm. Sie konnte doch nicht bei einfachen Fischersleuten übernachten. — Dann sah sie verstohlen den jungen Bootsmann an, der zu rudern begann, und plötzlich kam wieder vollkommene Ruhe über sie.

Es war Mitternacht, als das Boot anlegte, nicht in Sorrent selbst, sondern an einer ziemlich öden Küstenstelle, wo nur einige Häuser standen.

«Wohnen hier Ihre Eltern?» fragte Brigitte mißtrauisch.

«Ja», erwiderte er, indem er das Boot zu befestigen begann. Dann hob er den Arm und zeigte auf ein kleines Haus, in dem noch Licht brannte. «Sehen Sie dort das Haus, wo das Licht brennt?»

Brigitte nickte.

Wenige Minuten später ließ sie der junge Bursche in das Haus eintreten. Die Stube war ärmlich, und es roch darin nach Fisch und Olivenöl. — Er erklärte seiner Mutter, einer alten, dicken, gutmütig aussehenden Italienerin, in kurzen Worten, warum er zurückgekommen und in Begleitung einer Fremden wäre. — Er zwinkerte mit den Augen, was Brigitte nicht entging, doch sie begriff sofort, daß das den guten Verdienst bedeuten sollte, den er von der schönen Signora erwartete. — Die Alte war freundlich, mußte jedoch gestehen, daß sie keine andere Schlafgelegenheit hätte als ein altes Sofa, das in der oberen Stube stand.

Dann aß man ein bescheidenes Abendmahl, das Brigitte jedoch besser schmeckte als die großen Diners im Hotel. Der junge Mann erzählte lustige Geschichten aus seinem Fischerleben, und die Mutter goß Brigitte immer neuen Chianti ins Glas.

«Du wirst die Signora nach oben begleiten, Sandro», sagte dann die Alte, als sie zu merken glaubte, daß Brigitte müde wurde. «Ich werde noch hinausschauengehen, ob Vater kommt.» Und mit diesen Worten trat sie hinaus.

Sandro begleitete Brigitte auf einer wankenden knarrenden Treppe nach oben. Die Stube war ganz leer und dunkel, die Luft darin stickig, und das erste, was Brigitte darum tat, war das Fenster zu öffnen. Der Luftzug, der hereinkam, löschte das Licht der Kerze aus, die Sandro in der Hand hielt. — Er suchte nach Streichhölzern, um sie neu anzuzünden.

«Lassen Sie es! So ist es viel schöner!» sagte Brigitte in befehlendem Ton und blieb am Fenster stehen, aus dem sich ihr ein wunderbarer Blick auf den Golf und den erleuchteten Häuserkranz des nahen Sorrent bot.

Sie fühlte Sandro dicht hinter ihrem Rücken, während sie sich in dieses Bild vertiefte. Sein Atem schien ihren Hals zu umfluten.

«Gehen Sie nicht schlafen? Sind Sie nicht müde vom Rudern?»

Sandro schwieg. — Sein Atem streifte jetzt ganz deutlich ihren Hals und den Haaransatz am Nacken. Sie schloß die Augen. Im gleichen Augenblick erklang ganz leise hinter ihr Sandros summende Stimme. Es war die lustige Melodie jenes zweideutigen Liedes von dem Mädchen Margeritta, das sie schon gehört hatte ... Die Erinnerung an die Fahrt überkam sie. Wie wunderbar war seine Stimme, dachte sie. Sie berauschte, machte betrunken ... Manchmal öffnete sie die Augen. Eine seltsame Erwartung durchströmte ihren Körper. Sie neigte sich unfreiwillig nach hinten, gleichsam von einem unsichtbaren Magneten angezogen ...

Sie fühlte zwei Hände sie an den Armen ergreifen. Sandros Stimme verstummte, doch Brigitte hörte immer noch ihren Klang. Zwei dunkle Augen sahen sie an. Spiegelte sich darin nicht der leuchtende Kranz der Häuser von Sorrent?

«Sandro, Sie haben eine wunderbare Stimme», sagte Brigitte.

Die beiden Hände ergriffen sie noch fester. Sie schloß die Augen von neuem. Sandros glühende Lippen berührten ihren Mund ...

«Wer hat Ihnen das erlaubt, Sandro? Ich habe von Ihrer Stimme und nicht von Ihren Lippen gesprochen. Die finde ich scheußlich — sie sind so heiß!»

Er lachte.

«Gehen Sie jetzt schlafen?» fragte sie und sah ihn an.

Er lächelte und blieb nach wie vor stumm. Dann ergriff er sie wieder und zog sie an sich.

«Jetzt sind die Lippen noch heißer», sagte er und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. «Und ich gehe nicht schlafen, bis sie nicht ganz kalt geworden sind.»

Dann hob er sie hoch und trug sie schaukelnd durch die dunkle Stube, während er leise das Lied von dem Mädchen Margeritta zu singen begann. Brigitte war wie betäubt. Nicht nur seine Lippen waren heiß, sein ganzer Körper schien glühend zu sein.

«Ihr Italiener habt ein zu heißes Blut», murmelte sie.

Für kurze Zeit tauchte vor ihr das sorgenvolle Gesicht ihres Gatten Franzl auf. Nein, sein Blut war längst Druckerschwärze geworden, mit der man die Aktien druckte. Und sie genoß nach dieser Erinnerung um so intensiver die ganze Fülle der Leidenschaft, die sich ihr in dieser warmen südlichen Nacht in dem ärmlichen Fischerhäuschen bot.

«Wenn es Sentimentalität ist, dann soll es Sentimentalität sein», sagte sie eigensinnig zu sich selbst, als Sandro sie am nächsten Tag in ihr Hotel in Neapel brachte und allein ließ. «Ich werde aus ihm einen großen Sänger machen.»

Am Abend, als Sandro in seinem Sonntagsanzug in der Halle des Hotels erschien, stand Brigittens Entschluß, aus ihm einen berühmten Sänger zu machen, unerschütterlich fest.

«Du wirst mit mir nach Wien fahren, Sandro», sagte sie, «deine Stimme darf nicht verloren gehen.»

Er sah sie lächelnd an, mißtrauisch, ungläubig, und es kam ihr der Gedanke, daß er solche Anerbieten wohl schon mehrmals bekommen, doch nie ernst genommen hatte.

«Ich meine es ganz ernst. Ich scherze nicht», sagte sie überzeugt. «Ich werde dich nach Wien mitnehmen.»

«Und was werden meine Netze und meine Fische ohne mich tun?» fragte er scherzhaft und machte dabei den Eindruck eines unbeholfenen großen Jungen, dem die Gegenwart der eleganten Frau in der Umgebung des luxuriösen Hotels peinlich und lästig war.

«Sie werden sich von einem andern fangen lassen», erwiderte sie.

(Fortsetzung Seite 48)

Sandro schüttelte wiederholt ungläubig den Kopf, und es war, als wollte er mit dieser Gebärde zeigen, daß er sich nicht so leicht fangen ließ wie die Fische im Golf von Neapel, mochten die Augen der schönen Signora noch so leuchten und ihr blondes Haar noch so üppig sein.

«Wir wollen jetzt ganz ernst reden», sagte Brigitte, und begann mit ihrem Plan, der in ihr im Laufe des Tages vollkommen gereift war, in allen Einzelheiten auseinanderzusetzen.

Jetzt erst begriff Sandro, daß sie keinen Spaß machte. Doch ein trauriger, sehnsüchtiger Ausdruck kam in sein Gesicht.

«Fällt dir der Abschied von der Heimat schwer?» fragte sie zum Schluß.

Er nickte.

«Du sollst von den letzten Wochen in deiner Heimat die schönsten Erinnerungen mitnehmen», sagte sie geheimnisvoll, stand auf und gab ihm zu verstehen, daß er ihr auf ihrem Spaziergang folgen sollte.

Noch drei Wochen blieb Brigitte in Neapel. Die Hotelgäste waren nicht wenig überrascht, sie unentwegt mit einem schönen italienischen Jüngling zu sehen, der sich zwar manchmal ungeschickt benahm, sich alles in allem aber die größte Mühe gab, sich dem extravaganten Lebenswandel der fremden Frau anzupassen. Niemand vermutete in diesem italienischen Jungen, der gutsitzende Anzüge und Krawatten aus dem ersten Herrenartikelgeschäft von Neapel trug, den Fischer Sandro Sponelli, den man erst vor vier Wochen am Quai von Neapel seine Netze hätte flicken sehen können. — Für ihn waren die «unsicheren Verhältnisse» des Herrn Franz Stiegl aus Wien das «beste Geschäft» geworden.

«Du bist halt gar nicht erholt», sagte Franzl in unverfälschtem Wiener Dialekt, als er seine Frau vom Bahnhof abholte. «War das Wetter nicht gut?»

Brigitte wich der Antwort aus und meinte nur, daß sie müde von der Reise sei.

Aus dem gleichen Wagen war auch ein junger Mann ausgestiegen, der mit einem Minimum an deutschen Worten dem Gepäckträger zu verstehen gab, daß er ein Mietauto wünschte, das ihn nach einem der besten Hotels der Stadt bringen sollte.

Brigitte war schon am nächsten Tag am Werk. — Zunächst rief sie bei ihrer Freundin Lissy Senhofer an und bat sie, sofort zu ihr zu kommen. Die kleine dickliche Wienerin, die die besten Ueberreste ihrer einstigen Jugendschönheit in auffallenden Toiletten rettete, war ganz außer sich vor Begeisterung über Brigittens neapolitanisches Abenteuer.

«Wie sieht er aus? Schwarz? Große Augen? Weiße Zähne? Hat er wirklich eine schöne Stimme?» überschüttete sie die Freundin mit Fragen.

«Du wirst sehen», wehrte Brigitte ab. «Aber jetzt mußt du mir helfen, den Mann berühmt zu machen. Wer ist der beste Gesangslehrer von Wien?»

Lissy hatte die ausnehmende Eigenschaft, die unwahrscheinlichsten Dinge zu wissen und Fragen zu beantworten, die üblicherweise unter Freunden höchstens einmal in zehn Jahren gestellt werden. Darum wußte sie sofort, daß der beste Gesangslehrer von Wien der Professor Schallgeier war.

Brigitte machte eine geistreiche Bemerkung über diesen seltsamen Namen für einen Gesangslehrer, ging zum Telephon und meldete sich bei ihm an.

«Küß' die Hand, gnädige Frau», sagte der Professor, als Brigitte sein Empfangszimmer betrat. «Wünschen gnädige Frau selbst Gesangsunterricht? Es würde mich außerordentlich freuen, wenn die Gattin eines so berühmten Mannes wie Herr Franzl Stiegl meine Schülerin werden würde.»

Brigitte unterbrach brüsk den Wortschwall des Mannes: «Es handelt sich nicht um mich, sondern um einen jungen Mann, aber ich bitte Sie, die Angelegenheit höchst diskret zu behandeln. Niemand darf erfahren, daß die Ausbildung auf meine Kosten erfolgt, vor allem mein Mann nicht.»

Der Professor sagte «Hm», räusperte sich und erklärte sich schließlich bei Bezahlung eines angemessenen Honorars mit allem einverstanden.

Abends traf Brigitte mit Sandro in einer kleinen Konditorei der Außenstadt zusammen, wo sie sich am wenigsten beobachtet zu fühlen glaubte.

«Morgen um 9 Uhr ist die erste Stunde bei Professor Schallgeier», sagte sie und schrieb die Adresse auf. Gleichzeitig mußt du deutsch lernen. Ich habe dir ein Lehrbuch mitgebracht.»

Sandro sah etwas gelangweilt auf das Paket herab.

«Ich habe meine Geldtasche verloren», brachte er plötzlich gedrückt hervor. «Ich weiß gar nicht, wie es passiert ist. Du mußt mir wieder Geld geben.»

Brigitte schimpfte ihn ob seiner Schlamperei aus und gab ihm einige größere Banknoten.

«Wir müssen die Geldsachen ein für allemal regeln», meinte sie streng. «Ich lasse dir ein kleines Konto eröffnen. Du mußt aber sparsam sein. Deine Ausbildung kostet sehr viel Geld.»

Er verzog das Gesicht:

«Ich habe es gar nicht gewollt», sagte er dumpf, und sie glaubte ein Leuchten in seinen Augen zu sehen, das sie unangenehm berührte.

Sie ging verstimmt nach Hause.

Franzl Stiegl war höchst ungehalten, als seine Gattin ihm die Mitteilung machte, daß sie unbedingt eine größere Summe haben müßte, um ihre Wintertoiletten zu besorgen. Er sprach natürlich wie immer von «unsicheren Verhältnissen» und vom «Sturz der Papiere». — Er hat in der Tat Druckerschwärze statt Blut, dachte Brigitte und machte ein sauersüßes Gesicht. — Am nächsten Tag bekam sie die erbetene Summe, die sie in einer kleinen Bank auf den Namen des Herrn Sandro Sponelli hinterlegte.

Drei Wochen später war sie erneut erstaunt, von ihm zu erfahren, daß das Konto wieder blank sei.

«Wieso? Wie kann es möglich sein?» fragte sie bestürzt. «Es hätte mindestens für drei Monate reichen müssen.»

«Das Leben in Wien ist eben teurer als in Neapel», erwiderte er lachend. «Ich würde gern nach Sorrent zurückkehren.»

«Und deine Stimme? Dein Studium?» rief sie entsetzt.

Auch diesmal fuhr sie verstimmt nach Hause. Dieser Sandro war doch ein Windhund. Wenn aus seiner Stimme nichts werden würde? Sie müßte bald Professor Schallgeier fragen, welche Fortschritte sein Schüler inzwischen gemacht hatte. — War das nicht doch leichtsinnig gewesen, den Mann mitzunehmen und ihn ausbilden zu lassen? machte sich Brigitte Vorwürfe. — Und wenn Franzl von der ganzen Geschichte erfuhr? — Hatte sie Sandro wirklich um seiner Stimme willen von Neapel nach Wien gebracht? Brigitte ärgerte sich über diese dummen Fragen, die so ganz unversehens vor ihr auftauchten. Wann hatte sie dazu den Entschluß gefaßt? Das war doch gleich am ersten Tag gewesen, nach jener Nacht in der Fischerhütte bei Sorrent. Heiße Lippen, heißes Blut! Brigitte suchte diese Gedanken zu verjagen. Sie ärgerte sich wirklich. Sandro hatte ja gar keine heißen Lippen. Seine letzten Küsse waren sogar ganz kalt. Er hatte sich überhaupt sehr verändert, seit er die schönen Krawatten und die gutsitzenden Anzüge trug.

Brigitte konnte ihre schlechte Laune kaum verbergen, und sie entging nicht Franzl, der im Gegensatz zu seiner Gattin an diesem Tag geradezu in strahlender Laune war.

«Sind die Papiere gestiegen?» fragte Brigitte beim Essen.

«Meine Aktien sind sehr gestiegen», erwiderte er lächelnd, und nur weil Brigitte in diesem Augenblick allein mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt war, merkte sie nicht, daß diese Aeußerung noch einen andern Sinn hatte.

«Das ist sehr erfreulich», meinte sie, «und kommt mir sehr zustatten. Ich muß mir unbedingt noch zwei Kleider und einige Hüte bestellen. Dann habe ich auch gar kein Geld mehr für tägliche Ausgaben.»

Franzl machte eine Grimasse. Doch seine gute Laune schien durch diesen Angriff auf seinen Geldbeutel nicht zu leiden. Er war sogar bereitwilliger als sonst.

«Was machst du heute abend?» fragte er dann forschend.

«Ich bleibe zu Hause. Willst du irgendwohin gehen?»

«Nein, nein! Ich habe eine wichtige Konferenz. Es ist mir angenehm, daß du zu Hause bleiben willst, denn ich könnte dich nicht begleiten.»

Brigitte achtete kaum auf das, was er sagte. Sie dachte daran, was ihr Professor Schallgeier morgen über Sandros Stimme sagen würde. Sie hatte keine guten Ahnungen, und das beunruhigte sie. Professor Schallgeier empfing sie sehr liebenswürdig und erklärte, daß auch der Schüler bald erscheinen würde.

«Was macht seine Stimme? Sind Sie zufrieden?»

Der Professor erging sich wie immer in einem überschwenglichen Wortschwall, doch Brigitte vermochte keine eindeutige Erklärung von ihm zu erlangen.

Sandro trat herein.

«Was üben Sie mit ihm augenblicklich?» fragte Brigitte.

«Wir sind gerade bei einem Lied von Rubinstein», antwortete der Professor und setzte sich an den Flügel.

Sandro begrüßte Brigitte mit einem mißlaunigen Gesicht; er wäre schlecht disponiert. Als er zu singen begann, war sie geradezu entsetzt über die Bedeutungslosigkeit seiner Stimme. Es klang farb- und eindruckslos, und er sang ohne jedes Gefühl. Wo blieb die begeisterte Hymne an die Sonne, wo das schalkhafte Lied von dem Mädchen Margeritta? Wenn sie die Augen schloß, glaubte sie, einen schlechten Hofsänger zu hören, der auch mit falschen Tönen nicht gerade geizte.

«Glauben Sie wirklich, daß es sich lohnt, die Ausbildung fortzusetzen?» fragte sie den Professor, in der Hoffnung, von ihm ein glattes Nein zu vernehmen.

Sandro blieb stumm. — Der Professor schien in Gegenwart seines Schülers verlegen. — Dann spekulierte er auf dessen schlechte Kenntnisse der deutschen Sprache und begann in einem etwas stark betonten Wiener Dialekt zu reden, damit ihn dieser um so schwerer verstand.

Hoffnungsloser Fall. Nicht weiter, als bis zu einem durchschnittlichen Dilettantismus konnte es Sandro bringen. . . keine Rede von einem großen Opernsänger.

Brigitte empfing dieses Geständnis zuerst mit einem peinlichen Gefühl der Enttäuschung, dann verspürte sie aber eine erhebliche Erleichterung.

Als sie mit Sandro auf die Straße trat, sagte sie kühl:

«Es hat keinen Sinn, daß du dich weiter ausbilden läßt.»

«Ich habe es nie gewollt», meinte er gelassen, wie schon oft zuvor.

«Das beste ist, du kehrst in deine Heimat zurück.»

Er blieb stehen und sah sie fragend an:

«Wie denkst du dir das?»

«Sehr einfach. Du nimmst einen Zug und fährst nach Neapel.»

Sie wunderte sich selber über die Leichtfertigkeit und Kaltblütigkeit, mit der sie das aussprach, doch zugleich wurde es ihr bewußt, daß es im Grunde Gedanken waren, die sie schon seit Tagen bewegten . . . Das Lied von Neapel war längst verklungen! Es blieb nur eine schöne Erinnerung übrig.

«Ich kann keine Netze mehr flicken», sagte er offen, und es klang in seiner Aufrichtigkeit seit langem wieder wie die Rede eines unverdorbenen einfachen Jungen, der gewohnt ist zu sagen, was er denkt.

Brigitte mußte unwillkürlich lachen, und er tat ihr plötzlich leid. Doch zugleich überkam sie die Erinnerung an die Wochen in Neapel, und sie empfand ein unterdrücktes Gefühl der Scham.

Dieser ungelöste, wohl für beide Teile wenig erfreuliche Zustand hielt noch einige Wochen an. Brigitte rief ihre Freundin Lissy zu Rate. Das Verhältnis begann ihr lästig zu werden, auf der anderen Seite stellte Sandro immer unverhohlener seine Forderungen.

«Es ist eigentlich schade, daß du ihn nach Hause fahren lassen willst», meinte Lissy, die Sandro nur ein einziges Mal gesehen, doch scheinbar sehr von ihm beeindruckt war. Sie seufzte leise. «Er ist ein netter Junge. Auf der anderen Seite verstehe ich vollkommen, daß die Sache ein Ende nehmen muß. Außerdem kann Franzl jeden Tag davon erfahren.»

«Das ist es ja eben», sagte Brigitte zustimmend und erinnerte sich an ein Gespräch mit Sandro, bei dem er, nachdem sie seine erneuten Bitten um Geld nur bedingt befriedigen konnte, eine eigenartige Andeutung gemacht hatte. «Ich glaube, er wäre fähig, Franzl zu schreiben und ihm die ganze Geschichte zu erzählen.»

«Oh!» rief Lissy, als hätte man sie persönlich beleidigt. «Glaubst du wirklich, daß er so gemein sein kann?»

Jedenfalls war Brigitte überzeugt, daß die ganze Affäre nunmehr so weit gediehen war, daß man etwas Entscheidendes unternehmen müßte.

«Wie wäre es, wenn du dich um Franzl kümmern würdest?» sagte sie plötzlich und begegnete einem völlig verständnislosen Blick der Freundin.

«Um Franzl? Du meinst wohl Sandro?» beeilte sich diese verwundert zu fragen, und eine leichte Röte färbte ihre fülligen Wangen.

«Nein, ich meine Franzl. Du könntest ihn in dich verliebt machen — und das Konto wäre zwischen uns ausgeglichen. Dann kann Sandro ihm meinetwegen zehn Briefe schreiben. Wir hätten uns gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen, oder vielmehr, wir würden uns das Gleiche vorwerfen können.»

Diese subtile Strategie war würdig eines genialen Generalissimus, doch Lissy schien über den Vorschlag der Freundin wenig erfreut. Nicht so sehr, weil sie von vornherein die gänzliche Aussichtslosigkeit des geplanten Unternehmens einsah, sondern weil die Perspektive, Franzl zum Liebhaber zu haben, und wenn auch nur für kurze Zeit, sie durchaus nicht verlockte. Wenn es der dunkeläugige Sandro gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich nicht gezögert. Immerhin erklärte sie sich bereit, den Versuch zu machen, Franzl mit den Vorzügen ihrer welkenden Ueppigkeit zu betören, und es wurde vereinbart, daß sie eines Abends bei Stiegls erscheinen sollte, an dem Brigitte nicht zu Hause sein würde.

Franzl arbeitete in seinem Kabinett, als ihm der Diener das Erscheinen Fräulein Lissy Senhofers meldete.

«Fräulein Senhofer? Ist denn meine Frau nicht zu Hause?»

«Gnädige Frau sind ausgegangen», erwiderte der Diener.

«Ja, was soll ich mit Fräulein Senhofer?» sagte der Hausherr und machte dabei den Eindruck eines Hundes, den die Herrin mit aller Gewalt ins kalte Wasser werfen will und er sich dagegen mit gleicher Intensität sträubt. «Na, gut, lassen Sie sie eintreten.»

Lissy flatterte diesmal mit besonderer Leichtigkeit ins Arbeitszimmer des Herrn Stiegl hinein.

«Meine Frau ist leider nicht da», sagte Franzl. «Ja! Sie ist leider nicht da. Aber nehmen Sie bitte Platz.»

«Sie arbeiten immer», meinte Lissy, indem sie sich nicht ganz geräuschlos in den Sessel neben seinem Schreibtisch niederließ. «Sie sind wirklich zu bewundern.»

Franzl sah sie durch die Brille erstaunt an. Es war eigentlich sonderbar, daß dieses Persönchen sich plötzlich dafür interessierte, was er tat, und daß sie es sogar für angebracht hielt, ihn zu bewundern.

«Die Zeiten sind sehr unsicher . . . man hat so seine Sorgen.»

Lissy ließ eine undeutliche Bejahung, begleitet von einem Seufzer vernehmen, doch die Unterhaltung wollte sich um keinen Preis in Fluß bringen lassen. Lissy ärgerte sich, daß sie diese undankbare Aufgabe übernommen hatte, und ihr Aerger wurde um so größer, als vor ihr das Bild des schlanken italienischen Jungen auftauchte, mit dem Brigitte jetzt sicherlich, wenn auch aus anderm Anlaß, ein mindest ebenso unerquickliches Gespräch führte.

«Langweilen Sie sich nicht sehr, wenn Ihre Frau ausgeht?» begann sie ihren Angriff von neuem.

Franzl schien der langsamen Qual möglichst schnell ein Ende bereiten zu wollen, wie er auch sonst keine «un-

(Fortsetzung Seite 50)

sicheren Verhältnisse» liebte. — Er fing wohl an, die Absicht der Besucherin deutlich zu erkennen, wenngleich er sich kaum über die wahren Motive ihres Verhaltens klar sein konnte. Jedenfalls mußte er aber die Gewißheit haben, daß ihr Besuch kein Zufall war und daß sie bedacht einen Abend gewählt hatte, an dem sie Brigitte nicht antreffen würde.

Franzl Stiegl holte tief Luft. Lissy bekam dabei ordentlich Angst, denn sie wußte wirklich nicht, was sie zu tun hätte, wenn nun ein zartes Geständnis von seinen Lippen kommen sollte.

Es kam zwar ein Geständnis, doch ein völlig anderes als Lissy erwartete.

«Sehen Sie, meine Gnädige, Brigitte ist eine nette Frau, doch Sie haben vollkommen recht, wenn Sie meinen, daß sie etwas zu häufig abwesend ist. Ich habe mir daher eigenmächtig das gleiche Recht eingeräumt und bin sehr glücklich, meine freien Abende in Gesellschaft einer entzückenden kleinen Freundin zu verbringen . . .»

Lissy sprang aus ihrem Sessel auf. Sie sprach laut und aufgeregt, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß ihre Entrüstung nur ein Glanzstück der Mimik war. Sie hielt es für ihre Pflicht, die Freundin in Schutz zu nehmen, obwohl ihr nichts so willkommen sein konnte wie diese ganz unerwartete Befreiung von der Rolle einer «betörenden Circe».

«Sehen Sie, meine Gnädige, das nennt man eine moderne Ehe», ließ sich Herr Franzl Stiegl nicht aus der Ruhe bringen. «Die Frau interessiert sich für einen italienischen Sänger, der Mann für eine österreichische Soubrette. Eine sehr bequeme Lösung in diesen unsicheren Zeiten. Finden Sie nicht?»

Er wußte von der Existenz Sandros? Lissy spielte die Unschuldige, und es war nun Brigitte, an der sie ihre gleiche leidenschaftliche Entrüstung ausließ. — Franzl verteidigte seine Frau, wie es ein galanter Mann eben nicht anders kann, und Lissy erkannte zu ihrer Freude, daß sich ihre Mission zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt hatte.

Brigitte war, als sie am nächsten Tag von der Freundin ihren Bericht entgegennahm, anderer Meinung.

«Das ist natürlich nur eine Falle», meinte sie. «Er hat irgend etwas läuten hören und wollte von dir die Wahrheit erfahren. Hoffentlich hast du ihm nichts gesagt.»

Lissy verneinte, obwohl sie sich deutlich erinnerte, mit Franzl ausführlich über Sandro gesprochen zu haben.

«Und an die Soubrette glaubst du nicht?» suchte sie Brigitte abzulenken.

«Unsinn!» rief diese. «Unsinn! Du kennst Franzl nicht. Und das wäre unerhört — eine Soubrette!»

«So? Eine Soubrette wäre unerhört», dachte Lissy, sagte jedoch nichts. — Das Bild des neapolitaischen Fischerjungen stand jetzt deutlich vor ihr.

«Und was ist mit Sandro?» fragte sie dann.

«Ich habe ihm heute Geld gegeben, und er will nach Hause fahren.»

Lissy wurde bleich.

«Nach Hause? Wann denn?»

«Vielleicht schon morgen.»

«Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen.»

«Du?»

«Ja.»

Brigitte sah die Freundin erstaunt an. — Lissy senkte den Blick und blieb eine Weile stumm.

«Glaubst du, daß er mich heiraten würde», sagte sie auf einmal, indem sie den Kopf hob. Ihre Stimme klang gequetscht, und ihr Gesicht war ganz rot geworden. «Ich habe noch ein bißchen Geld auf der Bank, nicht viel, aber wir könnten davon ganz gut zusammenleben.»

Brigitte lachte laut und lange.

«Willst du seine Netze flicken?» fragte sie endlich.

«Warum nicht . . .», vernahm sich Lissy dumpf, und sie meinte es ganz aufrichtig.

Als Sandro drei Wochen später mit seiner rundlichen und bunt gekleideten neuen Braut in der Hütte seiner Eltern erschien, blieb die alte Italienerin mit offenem Mund vor Erstaunen:

«Wie?» sagte sie nur. «Schon wieder eine neue Signora?»

«Ja, diesmal aber für lange Zeit», erwiderte Sandro. «Sie will die Netze flicken helfen und nachts auf Fischfang ausfahren.» Und dann flüsterte er seiner Mutter ins Ohr: «Sie hat aber zweihunderttausend Schilling auf der Bank liegen.»

Hotel Miramare

Von Johnny

Ursprünglich wollten Frau Bracher und Frau Urben im Savoy wohnen, da letztes Jahr Familie Stutz auch dort logierte. Da es aber kurz vor Pfingsten war, war kein Zimmer mehr frei. Frau Bracher dachte, daß sie nun ins Minerva gehen würden, aber ihre Schwägerin entschied anders. Wenn man nicht im ersten Hotel der Stadt wohnen konnte, war es belanglos, ob man im zweiten, vierten oder fünfundzwanzigsten abstieg. Das war eine von Frau Urbens goldenen Lebensregeln.

Das Hotel lag sehr schön an der Ecke der Via San Giuseppe, mit einer Sicht auf den Parco Vittorio Emanuele.

Es waren nur zwei kleine Einzelzimmer frei. Sie waren für schweizerische Begriffe ziemlich billig, und als sie sie nahmen, dachten sie, daß sie viel Geld sparen würden, trotzdem sie dies nicht nötig hätten. Die Zimmer gingen nach dem Hof und waren ganz schmal. Sehen konnte man nichts, denn zwei Drittel der Fensterscheiben waren aus Milchglas, und zwar gerade die untersten. Komische Art hier in Italien, einem die Aussicht abzusperren! Frau Bracher stieg mit Hilfe eines Stuhles auf das Fensterbrett. Für ihr Alter, sie war immerhin Ende der Fünfziger, machte sie es recht gut. Aber was sie sah, stürzte sie einigermaßen in Verwirrung. Grundgütiger Himmel! Augenscheinlich waren sie in ein Kloster geraten und noch dazu in ein Männerkloster. Unten auf dem Hof befand sich ein Kreuzgang. Dort gingen einige Priester spazieren und beteten. Soviel sie sehen konnte, waren sie noch ganz jung.

In Frau Urbens Zimmer stand ein Klubsessel. Er war neu, und an einem Bein fehlte die Leiste. Jedesmal, wenn sie vorbeiging, stieß sie sich daran. Außerdem war dieser Steinfußboden eine widerwärtige Einrichtung. Er erinnerte sie an einen Stall, in dem sie einmal übernachtet hatte. Wo war es nur gewesen? Im Berner Oberland? Oder war es im Wallis? Nun, einerlei, sie konnte sich jetzt nicht mehr erinnern.

Frau Bracher klingelte. Aber niemand erschien. Denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten dieses Hotels, daß die Zimmermädchen und Portiers nur äußerst selten sichtbar wurden.

Den ersten Abend gingen sie ins Bellaria. Aber Frau Bracher ahnte es schon, daß dieses Hotel etwas zweitklassig war und sagte zu dem Portier:

«Wir werden spät nach Hause kommen, wird die Türe noch offen sein?»

«Nein, aber ich gebe Ihnen den Schlüssel. Sonst tun wir das ja bei Damen nicht, aber mit Ihnen werden wir eine Ausnahme machen.»

Frau Urben, von Natur friedfertig, hätte diese Bemerkung eingesteckt, aber die kriegerische Frau Bracher entgegnete, daß sie «Svizzere» seien, «caro mio», und er sich keine Impertinenzen erlauben solle.

Als sie fortgingen, begegnete ihnen die Inhaberin. Sie wog mindestens drei Zentner. Die Brosche auf ihrem Busen war einige Meter von ihrer übrigen Persönlichkeit entfernt. Die Dame hieß Signora Meneghelli.

Im Bellaria fanden sie eine ausgelassene Gesellschaft, und sie kehrten ziemlich spät heim. Etwas ratlos standen sie vor der Haustür, einem Renaissance-Ungetüm, groß wie ein Kirchenportal und übersatt mit eisernen Buckeln.

«Glaubst du, daß wir sie öffnen werden?» fragte Frau Urben einigermaßen verzagt. Es war recht dunkel, und Frau Bracher tastete nach dem Schlüsselloch.

«Wir werden uns beide dagegen stemmen, sonst bekommen wir diese Tür nie auf», schlug Frau Urben vor. Jedoch eine sinnreich erdachte kleine Schwelle, die zur großen Tür gehörte, veranlaßte Frau Bracher, beinahe hineinzufallen.

Sie sagte: «Stärnefeufi!» und dann war sie glücklich drin. Nun begann die Sache mit dem Fahrstuhl. Er sah von vornherein verdächtig aus, außerdem hatte er ein ganz albernes Format, mehr tief als breit. Frau Urben würde ihn nie benutzt haben, aber aus eben diesem Grunde wollte Frau Bracher es. Niemand kann sagen, daß die beiden Damen sehr schwer an Gewicht waren. Der Fahrstuhl aber fand es. Er blieb nach merkwürdig gurgelnden Lauten stehen. Allen Versuchen, ihn zu beeinflussen, setzte er passive Resistenz entgegen. Glücklicherweise geschah es in halber Höhe einer Tür, die sich öffnen ließ. Sie stiegen mit einigen Schwierigkeiten aus. Frau Bracher lehnte vorsichtig die Tür an: «Wir wollen gar nichts sagen, sonst müssen wir noch die Reparatur bezahlen.»

Wider Erwarten bereitete die Glastür des Hotels keinerlei Ueberraschungen. Sie hatte ein Sicherheitsschloß, und statt es einfach zuzuschnappen, wie es ihr vom Portier anbefohlen war, drehte Frau Bracher den Schlüssel von innen herum. Dies hatte zur Folge, daß ein französischer Abbé, eine siebzigjährige Signora und zwei Studenten, die später kamen, nicht herein konnten. Sie mußten die Nacht im Treppenhaus zubringen und hatten am nächsten Tag einiges mit Signora Meneghelli zu besprechen.

Frau Urben dagegen stieß sich programmäßig dreimal das Schienbein an dem defekten Sessel an und gelangte darauf wohlbehalten ins Bett. Sie hatte gerade ein wenig geschlafen, als sie durch ein eigentümliches Rauschen geweckt wurde. Aha, das gewisse Instrument im benachbarten W. C. Gleich würde es vorüber sein. Das war immer so bei diesen Instrumenten. Sie beruhigten sich ziemlich schnell. Dieses aber war nicht schweizerischer Provenienz und hatte andere Gewohnheiten. Sein Wasserkasten war krank und rauschte und röchelte wie ein Schwindsüchtiger. Frau Urben war eine ungemein praktische Frau. Sie ging hinüber, stellte einen Hahnen ab, und alles war in Ordnung. Immerhin war es denkbar, daß spätere Besucher den Hahn wieder umstellen würden. Frau Urben entfernte also den Schlüssel zu der Tür und hängte ihn irgendwo im Korridor auf.

Als sie wieder in ihr Zimmer kam, saß auf dem Steinfußboden ein ungeheurer Käfer. Er war so groß wie ein mittlerer Frosch und bewegte auf eine merkwürdige Art seine Fühler. Vielleicht wollte er etwas sagen. Die restliche Nacht verlief ruhig, außer einigen Klingeln des ausgesperrten Abbés, dem natürlich niemand aufmachte.

Als sie am nächsten Tag den Speisesaal betraten und soeben ihre nächtlichen Erlebnisse besprachen, herrschte dort eine beträchtliche Aufregung. Ein Engländer mittleren Alters, dessen Tisch sich in der Mitte des Saales befand, hatte plötzlich einen Anfall von Wahnsinn gezeigt. Das heißt: er schlug weder um sich, noch tobte er, sondern verteilte lediglich einige Bemerkungen, die den davon Betroffenen nicht besonders angenehm waren. Den alten Abbé nannte er herzlich einen «Schurken», zwei Damen, die ihm gegenübersaßen, erklärte er, daß sie die «größten Hyänen» seien. Ein deutscher Herr, der sehr nervös war, rutschte aufgeregt auf seinem Stuhle hin und her. Denn er fühlte instinktiv, daß er jetzt drankommen würde. Die beiden italienischen Kellner verstanden kein Wort englisch und wunderten sich, warum alle Gäste so aufgeregt waren. Irgend jemand mußte es ihnen wohl übersetzt haben, denn sie verschwanden plötzlich. Der alte Abbé bemerkte gerade zu Frau Urben:

«Ein armer Mensch, er ist in den Tropen gewesen. Wahrscheinlich ein Anfall von Tropenkoller.»

Frau Bracher, die von Natur aus ein bösartiges Geschöpf war, dachte, daß es auch Delirium tremens sein könne. Diese Engländer tranken alle so viel Whisky. In diesem kritischen Augenblick erschien Signora Meneghelli, majestätisch, wie eine Fregatte mit voller Takelage. Sie segelte in die Nähe des Engländers und ging dort vor Anker; höhnisch lächelnd, hoffte sie ihn einzuschüchtern, denn daß er krank sein könnte, war ihr nicht eingefallen. Mit beträchtlichem Geräusch flog eine Platte Truites au bleu zu Boden, und eine näselnde englische Stimme rief:

«Was gehen mich diese verdammten Landessitten an. Ich will keinen Fisch, ich will mein Fleisch.»

Signora Meneghelli hielt den Augenblick für gekommen. Sie lichtete ihre Anker und segelte nun direkt auf den Tatort zu. Manche Leute standen auf, denn sie konnten nun nichts mehr sehen. Aber auch diese heldenhafte Maßnahme der Italienerin schlug fehl. Alles hielt den Atem an. Die näselnde Stimme aber sprach:

«Ich fürchte mich keineswegs vor einer Person, die ein halbes Dutzend Kissen vor sich herträgt.»

Das war zu viel. Signora Meneghelli packte den Wüterich am Arm und geleitete ihn hinaus. Zehn Minuten später erschien sie an jedem Tisch und verkündete, dem schrecklichen Engländer sei das Betreten des Hauses verboten worden, und seine Sachen würden nachher abgeholt. Sie wurden aber nicht abgeholt. Und gegen zwei Uhr nachts versuchte er wieder einzudringen. Er klingelte Sturm. Frau Bracher steckte den Kopf aus der Tür. Sie hielt sich für besonders gefährdet, denn ihr Zimmer lag gleich bei der Halle. Es geschah jedoch nichts von Bedeutung. Am folgenden Tag aber erklärte Frau Bracher: «Ich denke, wir gehen in die Schweiz zurück und beendigen dort unsere Ferien.» «Ich auch», erwiderte Frau Urben. Und zum erstenmal waren sie vollkommen einer Meinung.